

Sprachbeobachtungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **52 (1996)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie wir schreiben – Wie schreiben wir?

«Uneigentlich»

Bitte sehr, was kann man denn heute noch «einfach so» sagen? Alles «benutzt», alles irgendwie komisch. Komisch? «Komisch!» Man starrt auf die Wörter, und sie zieren sich, sie fremdeln, sie wollen nicht mehr. Neulich trank ich ein Tässchen Kaffee in einem Frühstückstreff, wie das früher hiess; aber auf dem Schild stand *Frühstücks-«Treff»*. Ein paar Strassen weiter fiel mir ein Bistro auf, das sich «*Bistro*» nannte, als sei es nur noch gewissermassen eines; und das Kaufhaus nebenan verhiess nicht minder betreten *topaktuelle «Knaller-Preise»*.

So sind auch unsere «Kreativen» von der Werbebranche schon angekränkelt. Jahrelang dröhnten sie in grandioser Unschuld von Snackbars, Knallerpreisen und Tiptop-Angeboten, heute fassen sie ihre Wörter nur noch mit spitzen Gänsefüsschen an.

Auch andere Leute verspüren dieses Unbehagen. Plötzlich drängt es sie, ein vor dem harmloses Wort in Gänsefüsschen zu setzen. Sie tun, als zierten sie es, und siehe da, schon klingt es herrlich «ironisch». Nicht wenige werden süchtig nach der Gelegenheit, dass man etwas sagen kann, ohne dass man es gewesen ist.

Ganze Wortarten sind schon angefressen von dieser Genierlichkeit. Wo immer in der Presse vom Zeitalter der 500 Fernsehkanäle die Rede ist, heisst es unweigerlich, nun könne sich *jeder Zuschauer «sein» Lieblingsprogramm zusammenstellen*. Soviel zur Lachhaftigkeit des besitzanzeigenden Fürworts in unserm «Kapitalismus». Ohne Anführungszeichen taucht es schon kaum mehr auf. Als das «Hamburger Abendblatt» unlängst über den Mord an einem Polizisten berichtete, schrieb es, er sei gerade *auf dem Weg in «seine» Wache* gewesen. Befürchte es, die wahren Besitzer der Wache gegen sich aufzubringen?

Im vergangenen Sommer musste ich auf der Fahrt durch Bayern von der Landstrasse herunter; es galt, einer Umleitung zu folgen. So gelang ich in den Weiler Emertsham. Am Ortseingang hing ein Schild aus Pappe. Ich sah es, und es würgte mich der Jammer von Äonen, und ich sah das Menschengeschlecht, wie es dahinschwankt, «seiner» Verdammnis entgegen; die Alten erkennen die eigenen Jungen nicht mehr: Auf dem Schild stand in grossen, wackeligen Buchstaben: LANGSAM «KINDER»!

Manfred Dworschak
(«Die Zeit»)

Sprachbeobachtungen

Mässig

Zuweilen hat, wer das Ohr spitzt, Erlebnisse, die unweigerlich hellhörig machen: «Hungermässig war's ganz gut.» So ein Tischgenosse auf die Frage, wie's denn geschmeckt habe. Die Antwort blieb haften durch die Art, wie der Triumph des Magens über den Gaumen sprachlich Fassung gewann. Kürzer hätte man kaum sagen können, dass das Essen nicht eben ein Genuss, aber sättigend war.

Vielleicht war dieser Tischgenosse ein Filmfreund; dann böte sich jedenfalls eine historische Erklärung an. «Wir haben über unsere Abteilung gesprochen – leistungsmässig, beförderungsmässig», eröffnet Mr. Kirkeby in Billy Wilders Film «Das Apartment» seinem Untergebenen Bud Baxter; der soll dadurch zum fortgesetzten Tausch seines Wohnungsschlüssels gegen Aussicht auf beruflichen Aufstieg bewegt werden. Ob es die prämiemässigen, rechnungsmässigen, prozentmässigen oder auch rendez-vous-

mässigen Erfolge betrifft: Kirkeby erweist sich im weiteren Verlauf als wahrer Meister seiner Redensart – im amerikanischen Original durch Anhängen von «wise» bewerkstelligt. Der Infektionskraft dieser Sprache erliegt jedenfalls schliesslich auch Baxter. Er fühlt sich im Karrierefahrstuhl nach oben bald wirklich als kostbare Fracht, arbeitskraft- wie aufstiegmässig.

Dass da eine Methode mit Zukunft vorlag, war damals, als die deutsche Synchronfassung des Films in den sechziger Jahren herauskam, nicht abzusehen. Erschien die Wendung damals kurios, so zeigt sie sich rückblickend als Vorbote. Bei Wilder ist die Wiederholung witzig, kalkulierte Komik. Das Humoristische hat sich mittlerweile verloren. Geblieben ist die Penetranz.

Nicht dass die Auftragslage gut, sondern «auftragsmässig die Lage gut» sei, kann man als beliebte Wirtschaftsnachricht auch in renommierten Blättern lesen. Und im Literaturjournal eines dritten Hörfunkprogramms verkündet der Redakteur frohgemut, gleich gehe «buchmässig die Post ab». Derweil der Kollege vom Fernsehen die Tücken der Giftfracht von Brummi-Fahrern reportiert: «Die Fahrt war fahrzeitmässig zu knapp disponiert», stellt er als Unglücksursache fest und löst damit glücklich das Problem, wie Kollisionen verkehrstechnischer Natur ihre Entsprechung in der Sprache finden können. Längst schon sind wir ein Volk nicht mit hohem Einkommen, sondern eines, das einkommensmässig gut gestellt ist. Nur mit der Sprache sieht es mässig aus.

Joachim Güntner

Insbesondere

Der neue Duden hat es nur auf die Orthographie abgesehen, aber nicht auf die Handhabung der Sprache. Unsere Sprache ist ja auch kein absolut fester Wert. Sie lebt und ist modischen Strömungen unterworfen. Zurzeit steht das Wort «insbesondere» hoch im Kurs. «Besonders» genügt nicht, «insbesondere» akzentuiert besser. Wenn Politiker sparen, dann nicht besonders, sondern insbesondere bei den Sozialausgaben. Der Staat ist krank, nicht wegen seiner Schulden, sondern insbesondere wegen der leichtsinnigen Defizite.

Auch das Fernsehen schwimmt auf der Insbesondere-Welle munter mit, insbesondere der Meteo-Hellseher Alex Rubli, der das Kunststück fertigbringt, in seiner Wettervorhersage innert zwei Minuten viermal «insbesondere» unterzubringen. Es kommt ein Tief, sagte er, insbesondere vom Atlantik her. Es droht Schneefall, insbesondere in den Ostalpen. Das Thermometer fällt unter null, insbesondere in Lagen über 1000 Metern. So und so weiter prophezeite er neulich.

*Viktor
(«Aargauer Tagblatt»)*

Kleiner Nachruf auf die Fräulein

Weil diese ehrwürdige Vokabel im nächsten Jahrtausend wohl für kurz oder immer aus der Umgangssprache verschwunden sein wird, scheint mir noch rechtzeitig ein wehmütiger Nachruf am Platz.

Die Amerikaner haben es leichter. Wenn sie fürchten, eine junge Dame könnte sich durch die Anrede «Miss» beleidigt fühlen, schreiben sie einfach «Dear Ms. X». In deutschsprachigen Gebieten haben wir es nicht so leicht. Die Wirtshaus-Gepflogenheit, «Fräulein, ein Bier!» zu rufen, darf da wohl als Sonderfall gelten. Im Südtirol kann man gelegentlich, wenn es um die Erklärung der bei verheirateten und unverheirateten Frauen verschiedenen Trachten geht, die Unterscheidung hören: Die einen seien die Ledigen, die andern die Erledigten. Aber das hilft uns ja wirklich auch nicht weiter.

Nicht einmal in den 40er Jahren, als die Amis leicht zu erobernde oder käufliche junge Frauen als «Fräuleins» bezeichneten, waren die Überlebenschancen von «Fräulein» so klein wie heute. Manch einer erinnerte sich damals vielleicht auch noch an die ursprüngliche Bedeutung (eine junge Adlige) oder gar an das Grundwort «frouwe» (Herrin). Fausts Gretchen hat den Annäherungsversuch des verliebten Faust («Schönes Fräulein, darf ich's wagen...») kategorisch mit «Bin weder Fräulein weder schön» abgewehrt. Bürgerliche Mädchen nannte man eben seinerzeit «Jungfer».

Vor vielen Jahren lautete der Slogan eines St. Galler Hochschulballs: «Vive les différences!» Damals besass ein solcher Slogan einen gewissen Kuriositätswert. Wäre er heute überhaupt noch politically correct?

Hans Bänziger